

Das Leiden des Kosmos

Reflexionen und Erwägungen

Von Thomas Langan

*Dem Andenken an
Alexander van der Does de Willebois
zugedacht*

Während Buddha rät, sich vom Leid abzuwenden, indem man die Welt des Gefühls flieht, während die Säkularisten bestrebt sind, Leid zu betäuben, wird es durch die Offenbarung in Jesus Christus geheiligt. Das zentrale christliche Symbol verherrlicht den Gott-Menschen im höchsten Augenblick der Liebe, nachdem er ans Kreuz – jenes entsetzliche Instrument menschlicher Grausamkeit – geschlagen wurde. Den größten Heiligen wird das Leid nicht auf wunderbare Weise erspart, vielmehr werden sie größeren Qualen ausgesetzt, als sich die meisten Menschen überhaupt vorstellen können; in bestimmten Fällen – bei den Stigmatisierten – geht dies sogar so weit, daß sie die Agonien der Passion selbst durchleben. Einigen der größten Heiligen bleibt vermutlich nicht einmal die schrecklichste aller Qualen erspart (nur der Verlust des Glaubens könnte noch schlimmer sein): der Schmerz psychischer Schwäche. Eine ausnahmehafte Empfindsamkeit der Seele, die ja das Wirken des Heiligen Geistes erst ermöglicht, ist oft mit einer Gebrechlichkeit der Sinne verbunden, die nur deshalb nicht zur Katastrophe führt, weil der Heilige in völligem Vertrauen zum liebenden Gott existiert. Ich will damit nicht andeuten, daß alle großen Heiligen unter einer solchen psychischen Labilität leiden. Viele legen Zeugnis einer Seelenstärke ab, wie sie etwa die rauen Züge einer Mutter Theresia widerspiegeln.

Schon allein die ungleiche Verteilung des Leids auf die Heiligen ist ein Mysterium: Einigen ist im tiefsten Inneren ihres Wesens gegeben, geistig weitaus intensiver zu leiden als andere. Die geistige Qual ist die schlimmste Form des Leidens: In der mentalen Agonie ist man mit dem Leiden selbst identisch, es kann nicht objektiviert werden, man kann ihm nicht entgehen. Es ist furchtbar, fühlen zu müssen, wie einem die psychische Kontrolle entgleitet, einen Kampf tief im eigenen Inneren zu erfahren oder den beklemmenden Nebel der Depression zu durchleben. Es gibt keine Möglichkeit, dem geistigen Leid zu entfliehen, es kann nur durch göttliche Erlösung transformiert werden.

Im christlichen Vertrauen auf die Güte der Vorsehung, auf Gottes kreative Macht, auch innerhalb der engsten Grenzen Wachstum hervorzubringen und

selbst moralische Perversion zu einem fruchtbaren Ziel zu bringen, gründet die Hoffnung, daß alle Qualen einen Sinn haben. Unserem Glauben gemäß wird selbst das schlimmste Leid als der Preis verstanden, den wir für unsere begrenzte Freiheit bezahlen müssen; auch diese Form des Leids ist Gegenstand der göttlichen Erlösung.

Hier jedoch stürzt uns das Mysterium des Leidens in die tiefste Dunkelheit. Wie Iwan Karamasov, so ist jeder von uns versucht, sich zu fragen: »Lohnt es sich?«, wenn er ausgefeilte Bosheit schlimmster Verirrung, die Krankheit eines stolzerstörerischen Willens erfährt. Dieses »Es« bezieht sich auf nichts Geringeres als auf das gesamte Unternehmen der Schöpfung, den weiten Kosmos, der nach christlichem Verständnis nicht nur als »Fußschemel Gottes«, sondern auch als tragende Stütze für das höchste Ergebnis seines Werdens dient: für den menschlichen Intellekt und Willen, für die *imago Dei*. Die Torheit moralischer Verirrung, in der der Wille sich nicht nur weigert, das größtmögliche Gute zu tun, sondern auch das weniger Gute zum Instrument eines seelenzerstörenden Sadismus verkehrt, stellt die bloße Existenz eines finiten Universums, das von einem Wesen mit begrenzten Freiheiten gekrönt ist, ontologisch in Frage. Viele fühlen sich dadurch gedrängt zu folgern, alles kosmische Werden sei nichts als eine ungeheure Absurdität.

Ein Atheist kann sich damit zufriedengeben, das gesamte Werden als ein üppiges Ausströmen von Energien zu sehen, die immer komplexer zuletzt – sozusagen als sublimierender Witz – eine Welle der Reflexion produzieren, die einzig um ihr Überleben kämpfen muß. Zwar ergibt dies keinen Sinn, doch spielt der Mensch mit dem Sinnlosen, um daraus jeden nur möglichen Mythos zu formen, der für den Augenblick scheinbare Erklärungen gibt.

Für den Christen gibt es einen derartigen trügerischen Luxus nicht. Für ihn stellt sich die Frage nicht in Form des Leibnizschen »Pourquoi y a t-il quelque chose plutôt que rien?«, für ihn heißt es vielmehr: Warum reichte der unendlich vollkommene Urquell nicht aus? Warum wurde die Endlichkeit – und damit das Leid – ins Leben gerufen?

Um die Frage zu klären, warum das Leid sinnvoll ist, um also seine positive Rolle aufzudecken, die es ja möglicherweise spielt, werde ich mir die Frage in der einfachsten Form stellen, in der sie sich naiv und in aller Ehrlichkeit dem gesunden Menschenverstand aufdrängt: Wenn Gott vollkommen ist, wenn er sich von Ewigkeit zu Ewigkeit seiner Existenz in der vollkommen bewußten Liebe erfreut, die den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist in einer innigen, konzentrierten, alles erfüllenden Einheit von Feuer und Licht umschließt – der endgültige, strahlende Friede –, welchen Sinn ergibt es dann, daß solch ein völlig selbstgenügsamer Gott sich dazu entschließt, einen Kosmos zu erschaffen, der notwendigerweise begrenzt sein muß, so daß Leid zumindest in seiner physischen Form unumgänglich wird? Warum ließ er zu (und er wußte, daß es dazu kommen würde), daß die schrecklichsten Arten

des Leides – diejenigen, die durch reine menschliche Perversion hervorgerufen werden – sein Werk verunstalteten? Aus der Vollkommenheit Gottes geht die Schöpfung hervor, deren finite Realität das Werden und Vergehen aller Kreaturen bedingt, und das Chaos, das aus einem Mißbrauch der Freiheit entsteht. Warum, einfach gefragt, ließ Gott nicht alles auf sich beruhen? Und: was trägt die Schöpfung zur göttlichen Vollkommenheit bei?

Folgendes könnte man zunächst dagegenhalten: Es ist dumm, eine solche Frage überhaupt zu stellen; sie zeigt den arroganten Wunsch zu erfahren, was bei Gott verborgen liegt, den tiefsten Ursprung seiner Motive und die innersten Geheimnisse seiner Liebe zu ergründen. Soviel steht fest: Der gläubige Christ akzeptiert, daß Gott der Schöpfer ist, die Schöpfungsergebnisse liegen vor uns, und jeder kann sie sehen; wir selbst sind ihr krönender Abschluß. Gottes Tun ist eine freie, liebende Handlung und nicht, wie einige Philosophen behaupten, ein notwendiges Moment seiner Selbsterfüllung; der Glaube weiß, daß der vollkommene Gott dessen nicht bedarf. Und über Gottes »Motive« nachzudenken, ist wohl fruchtlos.

Die Heiligen stimmen dem nicht zu. Sie fahren fort, sich Gedanken zu machen über das Mysterium der Liebe Gottes, die sich in die Schöpfung ergießt und in der Geschichte auf ihre Vervollkommnung hinstrebt, besonders über die erlösende Liebe, die allen Schmerz auf sich nimmt, jedes Leid, das aus jedweder Form des Bösen entsteht und es in Hoffnung umwandelt.

Es ist dies kein Mysterium, vor dem die Heiligen fliehen. Die Tradition umreißt einige klare Grenzlinien für die theologische Reflexion. Natürlich widersetzt sich der Glaube der Auffassung, dem Schöpfer diene die Schöpfung zur Selbsterfüllung. Seine freiwillige Tat ist ausschließlich dem Wohl seiner eigenen Schöpfung gewidmet. Seine Liebe liegt außerhalb unseres Begreifens: »Denn Gott hat die Welt so sehr geliebt, daß er seinen einzigen Sohn hingab ...« (Joh 3,16).

Wenn wir in unserem menschlichen, allzu menschlichen Erfahrungsbereich nach etwas suchen, das uns als Schlüssel zur Deutung des Leides dienen mag, stoßen wir auf zwei recht verschiedene Erfahrungen, die unserem Verständnis doch hilfreich zu sein scheinen: auf unser eigenes schöpferisches Tun und auf die Liebe zu unseren Kindern.

Die Freude des Schöpfens ist eine Erfahrung des entstehenden Seins »von innen heraus«, ein Gefühl dafür, daß ein Kristallisationspunkt entsteht, um den herum viele Momente oder Elemente komplexe Beziehungen eingehen, die sonst nicht in Verbindung hätten treten können; durch ihre Teilhabe an der entstandenen komplexeren Ordnung, durch ihre Zugehörigkeit zu etwas, das erhabener ist als ihre frühere isolierte Existenz, werden sie geadelt; indem sie etwas von ihrer Autonomie einbüßen, werden sie erhöht, denn sie sind Teil eines Größeren geworden.

Aber die Erfahrung, daß sich die gesamte Schöpfung durch unser Tun

entfaltet, bedeutet für den Künstler gleichzeitig Konfrontation mit vorgefundenen Grenzen, innerhalb derer der endlich Handelnde seine Magie der Ausweitung und Umgestaltung entfaltet; eine radikale Neuschöpfung, bei der erst durch ihn die Materie selbst erstmals entsteht, ist ihm verwehrt. Allein das Bewußtsein, daß dieses Tun trotz allem einen Sinn hat, der – wie Heidegger es ausdrückt – »aus dem Nichts« entsteht, selbst wenn er ein Nichts ist, das »sich an die Vektoren von Prozessen anschließen muß, die bereits begonnen haben« (Merleau-Ponty), und der sich in dynamische Strukturen eingliedert, die sich bereits entfalten, bringt uns der Freude am nächsten, die Gott empfand, als er die riesige Woge intelligenter gerichteter Energie in Bewegung setzte, die der sich entwickelnde Kosmos darstellt. Die Einsicht des Dionysos, daß das Sein, aus seinem eigentlichen Wesen heraus, auf Teilhabe angelegt ist, leben wir nach, wenn wir den Akt der gemeinschaftlichen menschlichen Kreativität erfahren; der hl. Thomas hat diesen Vorgang in seinem *bonum diffusivum sui* auf eine wunderbare Formel gebracht.

Selbst diejenigen, denen es nicht gelingt, einen befriedigenden Sinn zu finden, geben vielleicht dem Wunsch nach, Kinder zu zeugen. (Nicht alle wählen diesen Weg: Über eine hedonistische Selbstbezogenheit hinaus liegt ein wesentlicher Grund für das Aussterben der westlichen Kulturen in einer Krise, die durch Zweifel bedingt ist: Sollte man wissentlich Kinder in eine sinnentleerte Welt hineinsetzen?) Auch wenn sie nicht so recht ahnen, warum dies so ist, sie werden die neuen Geschöpfe von dem Moment an lieben, in dem sie das Licht der Welt erblicken und in das Leben ihrer Eltern einbrechen. Nicht nur, daß sie sich an ihnen erfreuen oder Trost von ihnen empfangen: unter allen Umständen wollen sie das Beste für ihre Kinder (die Alten bezeichneten dies als *benevolentia*), auch wenn der einzelne völlig verworrene Vorstellungen von dem haben mag, was tatsächlich für diese Individuen das Beste sein mag. Wenn auch der Gedanke an Leid und Tod, das unabänderliche Schicksal der Kinder, die Eltern mit Trauer erfüllt, werden selbst die vehementesten Atheisten spüren, daß das Gute, das durch sie entstanden ist, »malgré tout« ist, sich irgendwie lohnt. Dies ist kein Argument, es ist eine Tatsache.

Durch diese Erfahrung können wir die Liebe Gottes zu seiner Schöpfung am ehesten nachempfinden. Natürlich existieren zwischen seiner und unserer Liebe gewaltige Unterschiede. Wir sind nicht in der Lage, unsere Kinder zu lieben, bevor sie geboren sind. Gott dagegen kennt und liebt seine Kinder schon, bevor sie auf die Welt kommen, und er weiß, wohin dies alles führt – er muß wissen, daß der Schmerz, so ungeheuerlich er uns auch erscheint, einen Sinn hat – für uns. Unser Wissen über unsere Kinder ist lediglich sehr begrenzt, und doch: Wenn wir sie kennenlernen, wenn es uns gelingt, auch nur flüchtig das Mysterium ihrer Person zu begreifen, lieben wir sie – zumindest zum Teil – um ihrer selbst willen und nicht nur als Fortsetzungen unseres

eigenen Wesens; sie bilden selbständige Welten, und jedes für sich einzigartige Kosmion verfügt über ein Potential, das wiederum selbst vor Güte überfließen und neues Sein hervorbringen wird – Ordnung, Klarheit, neue Einheiten, neue Kinder, ja sogar Frieden und Freude. Dann quält uns derselbe Schmerz, den Jesus beim Anblick der Frauen Jerusalems empfand, wenn wir sehen, daß unsere Kinder sich von Gott abwenden, in der Mittelmäßigkeit versinken oder – was noch schlimmer ist – mit Entschlossenheit einen falschen Weg einschlagen.

Wenn die Sünden der Väter sich an den Kindern rächen, wenn die Schwächen der Eltern sich im schlechten Charakter ihrer Nachkommen widerspiegeln, empfinden wir besonders stark das Gefühl, in einen Abgrund zu starren. Freiheit, die mißbraucht wird, um zu zerstören, ein *malum diffusivum sui*. Warum dies so sein muß, stellt das letzte Mysterium dar.

Wenn man in diesem Moment nicht einfach verzweifelt und auch weiterhin in der Offenbarung und inmitten der Erfahrung nach einem gewissen Verständnis für das suchen will, was Gott mit seiner Schöpfung, die auf uns zentriert ist, beabsichtigte, wenn wir eine Antwort finden wollen auf die Frage, warum er durch seine Liebe den Kosmos ins Leben gerufen hat, obwohl er doch wußte, daß er in entsetzlichster Weise an dessen Leid und an den durch die Menschen hereingetragenen Entwürdigungen teilhaben würde, dann müssen wir das ontologische Element, das wir als notwendig erkannt haben, sehr hoch einschätzen: Wenn es eine Schöpfung geben muß, muß schließlich auch physisches Leid existieren, da die unausweichliche Endlichkeit des Seins es notwendigerweise nach sich zieht.

Die *Genesis* weist auf das hin, was auch die traditionelle Lehre bestätigt: daß das physische Leid, dessen Existenz in einem finiten Kosmos unabdingbar ist, durch moralische Verirrung, die alles durchdringt, noch wesentlich verschlimmert wird. Wir sind nicht dazu ausersehen, über das Leid anderer Lebewesen zu sprechen: Es ist uns nahezu unmöglich, Zugang zu ihren so verschiedenen Welten zu finden. Gewiß aber ist es anmaßend, die Qual anderer Kreaturen auf die leichte Schulter zu nehmen, indem man in der Absicht, das Mysterium beiseitezuschieben, beispielsweise behauptet: »Nur auf der Ebene der komplexeren Lebewesen, in denen sich in irgendeiner Form Bewußtsein manifestiert, besonders bei Wesen, die wenigstens teilweise in der Lage sind, klare Pläne zu entwerfen, und die dadurch ihre eigene Begrenztheit als eine schmerzliche Barriere zu einer höheren Form des Seins wahrnehmen, wird Schmerz überhaupt bedeutungsvoll. Wenn explizit die Möglichkeit zur Frustration gegeben ist, tritt in der Natur des Schmerzes ein wesentlicher Wandel ein.«

Wir müssen uns davor hüten, eine »niedere« Stufe des Leids damit abzutun, daß wir es einfach als »unvermeidbares Opfer« in unsere geistige Sphäre aufnehmen. Natürlich beinhaltet eine solche Position auch ein gewisses Maß

an Wahrheit, doch muß man auch die Schwierigkeiten sehen. Das höher organisierte, leidende Tier kann zum Beispiel seinen Schmerz nicht bewußt als Opfer darbringen, es kann ihn nicht in gleicher Weise verstehen wie wir. Wir wissen nicht, wie etwa eine Katze oder ein Schimpanse ihr Leid empfinden.

Es ist keine egozentrische Verkennung der Dinge, wenn der Mensch aus der Tatsache, daß er die zur Reflexion befähigte Lebensform darstellt, das Recht ableitet, die niederen Wesen für seine Lebenshaltung zu nutzen; dennoch kann er diese lieben – zumindest sollte er sie respektieren; er sollte sich ihrer mit Umsicht bedienen, wenn er ihnen Leid zufügen muß; er darf sie nur zögernd opfern und nur dann, wenn es zum höheren Wohl seiner eigenen Existenz unabdingbar ist. Der Beitrag, den diese Geschöpfe zu diesem Zweck leisten, kann ihre höchste, wenn auch nicht ihre einzige Bestimmung sein. Der Versuch des Menschen, die Bedeutung seiner Einzigartigkeit zu begreifen und seinen Standort in seiner Beziehung zu allen anderen Dingen zu bestimmen, ist eine gerade heute ernst zu nehmende Aufgabe und Herausforderung.

Zumindest kann man sagen, daß wir reflexiv planenden Menschen allen anderen Lebewesen gegenüber die Verantwortung haben, ihnen möglichst wenig Leid zuzufügen; in Fällen, wo es sich nicht vermeiden läßt, sollten wir an der Erlösung von ihren Qualen mitwirken, indem wir alles tun, um dem Leiden einen höheren Sinn zu geben, um es zur Grundlage für etwas Beständiges zu machen, es letztlich zur Verherrlichung Gottes zu nutzen. Das Tier selbst ist vielleicht nicht in der Lage, seine Bedeutung innerhalb der Schöpfung richtig einzuschätzen, und doch ist seine Teilhabe objektiv vorhanden, auch wenn nur Gott allein sie vollständig erfassen kann. Solch eine religiöse Einstellung gegenüber dem Leiden aller Kreaturen verändert das Verhalten der Menschen ihnen gegenüber wesentlich. Eine franziskanische Auffassung kann in vernünftiger Weise »ökologisch« sein.

Auf der Ebene, auf der ein Gespräch über den Gegenstand der Freiheit beginnt, bedeutungsvoll zu werden, rückt der schrecklichste Schmerz, das entsetzlichste Geheimnis, das der reinen menschlichen Perversion, in den Blickpunkt; vielleicht ist es diese Erfahrung, die unsere Scheu verursacht, wenn wir über das Leiden des Kosmos im weiteren Sinne nachdenken. Eine solche Perversion liegt vor, wenn Schmerz nicht zu einem höheren Zweck zugefügt wird, wodurch er letztendlich – zumindest aus der Perspektive einer höheren Synthese – noch einen gewissen Sinn erhalte, gemeint ist der qualvolle moralische und physische Schmerz, der in einer Art von gewaltsamer Selbstbestätigung zugefügt wird und der alleine dazu führt, andere und sich selbst zu zerstören.

Während der Gedanke des Leidens im kosmischen Sinne eine Quelle der Freude sein kann – es ist der unvermeidbare Preis für unsere Existenz

überhaupt –, kann man dessen grauenvolle Umkehrung – das moralisch Böse, die Sünde – schwerlich als bloßen »Preis« dafür abtun, »daß der Kosmos das Recht hat, autonome Wesen hervorzubringen ..., Individuen, die zu potentiellen Gegnern werden.«

Aber vorausgesetzt die Entwicklung des Kosmos hat zu einer »Komplexisierung« und »Verinnerlichung« geführt, die solche reflektierenden, projektierenden Individualitäten zuläßt, erfordert dann nicht ihre Situation – sie sind von der Unterstützung ontologisch untergeordneter, aber lebenswichtiger Systeme abhängig, und sie sind soziale Wesen –, daß sie im gemeinsamen Interesse kooperieren? Sünde ist letztlich dumm. Ist es nicht naheliegend, daß die vielen Auto-nomien aus ihren grundlegendsten und augenscheinlichsten Interessen heraus in Harmonie existieren müssen?

Die eigentliche Verirrung der Selbstbefangenheit ist die gedankenlose Rivalität: sie ist nicht notwendig, sie ist nicht unausweichlich, sie ist tatsächlich sinnlos, die Wurzel allen Übels, die Quelle eines Leids, das so endgültig ist, daß es mit menschlichen Mitteln nicht behoben werden kann: Menschen können ihre eigene moralische Existenz und die ihrer Mitmenschen zerstören, aber sie können diesen Prozeß nicht aus eigener Kraft rückgängig machen. Tatsächlich erniedrigt uns jede Sünde. Wenn das Ungeheuer erst einmal losgelassen wird und die Disharmonie in die innerste Struktur unseres Egos Einlaß gefunden hat, kann nur der Urheber des Lebens selbst die Ordnung wieder herstellen.

Liebe oder zerstörerische Rivalität, Güte oder ein erotisches Streben nach Besitz und Dominanz, nach Vernichtung der Autonomie des anderen; eine vollständige Darbringung des Selbst zum Wohl des anderen oder das Bemühen, den Mitmenschen unserem Dasein einzuverleiben und dabei unsere Macht auf seine Kosten auszubauen – die natürliche Realität um uns herum scheint uns vor diese Wahl zu stellen; dies ist die Frucht kosmischen Werdens, die jeder Mensch, ob er mit dem Glauben begnadet ist oder nicht, hinnehmen muß: Fürsorge oder der Wille zur Macht.

Was den reflektierenden Menschen auszeichnet, ist zunächst, daß er diese Probleme »thematisieren« kann: sie werden explizit zum Gegenstand der Reflexion und der bewußten Problemlösung. Folglich kann der Mensch einen möglichen Ausgang antizipieren und auf diese Weise noch größere und erfolgreichere Unternehmungen angehen, um im Überfluß zu produzieren und dann die Güter so zu verteilen, daß die Grundbedürfnisse aller befriedigt werden. Ein kooperatives, aufgeklärtes Eigeninteresse, das es einer Gruppe erlaubt zu produzieren, die Natur umzuwandeln, aus einer ertragslosen Situation auszubrechen, ist die Frucht intelligenter menschlicher Kreativität. Dies erscheint als der vernünftige, tatsächlich auch als der natürliche Verlauf der Evolution, nachdem die Fähigkeit zur Reflexion erreicht ist. Egoismus, eine unaufgeklärte und falsch verstandene Autonomie sind die natürlichen

Feinde eines friedlichen Weges zum Wohlstand und haben scheinbar keine Existenzberechtigung. Und doch: Sinnlose Zerstörung, die sich als Selbstausschlag des Egos rechtfertigt, ist ein Faktum, das parallel zu den großartigsten Errungenschaften vernünftiger Kooperation und den noch wunderbareren der Liebe existiert.

Als Menschen, die wir derartige Mysterien zu erfassen und zu denken versuchen, verwirrt uns zudem die Frage nach dem Stellenwert der Menschheit im Universum. Ein Kosmos, der zehnmilliarden Lichtjahre umspannt und sich mit Lichtgeschwindigkeit ausdehnt, scheint unverhältnismäßig groß zu sein, um neben hunderttausenden verschiedenartigen komplexen Organismen lediglich ein zur Reflexion befähigtes Lebewesen mit einem (begrenzt) freien Wesenskern zu erhalten!

Wenn allerdings der Zweck der gesamten Schöpfung nur darin liegt, daß dieses endliche, zur Reflexion befähigte Wesen die übrige gigantische Realität in seinen Gedanken umfaßt und durch seine Liebe bestätigt, dadurch aber gleichzeitig auch das Unendliche, den unendlichen Ursprung aller Dinge erfaßt, bestätigt und somit erhält, dann hat vielleicht unterhalb der Ebene der Reflexion und der Liebe nichts irgendeine Bedeutung oder irgendeinen Wert; nur durch die liebende Bestätigung in der Kontemplation und im menschlichen Handeln erfährt der Kosmos seine Rechtfertigung, erhält er Ganzheit oder wird – um ein anderes Wort zu gebrauchen, das dasselbe aussagt – geheiligt.

Von einer bestimmten Warte aus betrachtet, mag dies wie ein wahnsinniger narzistischer Egoismus erscheinen, der aus der Verkennung der Tatsache hervorgeht, daß wir den weiten Kosmos vom Zentrum unserer Reflexion aus betrachten und deshalb fälschlicherweise annehmen, unsere Gedanken bilden nicht nur psychologisch, sondern auch ontologisch den Mittelpunkt und den Sinn des Universums. Geht man jedoch von dem aus, was der Glaube in der Fleischwerdung, der Kreuzigung und Wiederauferstehung Jesu Christi erblickt, dann gibt uns eine christozentrische Sicht auf die Wirklichkeit des menschlichen Lebens Sicherheit.

Was gibt dieses zentrale geschichtliche Ereignis im Hinblick auf den Kosmos zu erkennen? Paulus sah dies in aller Klarheit: Der gewaltige Aufmarsch kosmischer Kräfte diene und diene der »seufzenden« Schwangerschaft und Geburt des Menschen, dieses »nobleren Wurmes«; er diene und diene diesem Wurm, der denken und – nachdem er verstanden hat – lieben kann. Dies ist das äußerste Wunder und der Ausgangspunkt für jegliche Bemühung, all dem Leid einen Sinn abzugewinnen.

Während wir uns in dem Gedanken gefallen, »die Größten« zu sein, sollten wir ruhig einen weiteren Aspekt bedenken: Kann sich Gott denn um jeden einzelnen in dieser bald 6 Milliarden Individuen umfassenden menschlichen Gesellschaft kümmern? Vielleicht um das Großartige und sich gleichzeitig auf

tragische Weise abkämpfende Ganze. Aber nicht um jedes einzelne Atom, aus dem es sich aufbaut. Selbst in Anbetracht der Menschen, die allein auf diesem Planeten leben, ist der einzelne ein Nichts, ist mein Leid meine Privatangelegenheit.

Und doch sagt uns ein gesunder Instinkt, warum jedes einzelne Menschenleben wertvoll ist: Es faßt eine Stammes- und Familiengeschichte zusammen, die bis zur Erschaffung der Welt zurückreicht und die in einer Anzahl bedeutender Köpfe zur Blüte kommt, die einzigartige Poesie schaffen konnten und können, die eine unersetzliche Perspektive auf den gesamten Kosmos eröffneten und eröffnen.

In ihrer Behauptung der Einzigartigkeit des Geistes – dieser Fähigkeit, alles zu begreifen und zu bestätigen –, der allem überlegen sei, was von unten her zu seinem materiellen Erhalt dient, ist die christliche Ontologie und Anthropologie absolut. Natürlich hat auch ein Tier seine individuelle Sicht der Welt, aber es kann sich seinen Blickwinkel nicht durch Reflexion zu eigen machen und vermag ihn daher nicht zum Ausdruck zu bringen; es kann sein Sein nicht willentlich annehmen. Und es kann nicht vollgültig lieben.

Das gesamte Leiden des Kosmos, das in hierarchischer Ordnung sichtbar wird, erreicht seine volle Bedeutung nur an der Spitze dieser Ordnung, wo der Sinn aller Dinge erfaßt, hingenommen, bestätigt oder heftig angegriffen werden kann. Das heißt nicht, daß wir den tragischen Dimensionen des Kosmos, so großartig und dynamisch er auch sein mag, so sehr er auch der Erlösung teilhaftig wird, den Rücken kehren: Opfer müssen erbracht werden. Unterordnung ist schmerzlich. Aber wir können das tragische Leiden des Kosmos durch unsere Reflexion in dem Maße gutheißen, in dem wir glauben, daß es die Erweiterung der menschlichen Seele fördert, den einzigen Ort der äußersten, bleibenden, sinnvollen Erhöhung des physischen Kosmos. Dieser Glaube schafft das Tragische nicht aus der Welt – aber er macht es erträglicher.